

Nr. 48. Posen, den 2. Dezember. 1894.

Des Kurfürsten Gericht.

Von T. Ernst. [Nachdruck verboten.]

Durch die schier endlose brandenburgische Kiefernhaide jagten auf sandigem Fahrwege drei gewappnete Reiter dahin.

Der vorderste auf hohem Rappen trug Helm, Brustharnisch, Arm- und Beinschienen aus schwarzem Stahl, unter dem Harnisch klirrte das schmiegsame Panzerhemd hervor; Schwert und Dolch hingen an seiner Seite.

Die dem Ritter folgenden Reiter waren augenscheinlich seine Waffenknechte; sie trugen Stahlkappen, Koller von Elenshaut, kurze Schwerter und Speere mit langen Stahlspitzen.

Die nur hier und da von kleinen Beständen alter, knorriger Eichen durchsetzte Kiefernhaide war Anfangs des 16. Jahrhunderts nur in der Nähe der Städte gelichtet und durchforstet, der großen Masse nach aber noch fast ganz in ihrem ursprünglichen jungfräulichen Zustande. Bär und Wolf heulten noch in den Dickichten, und in den weitausgedehnten Sümpfen tummelten sich noch der gewaltige Elchhirsch und große Rudel Wildschweine.

Wer in dem wilden, unwirthlichen Walde zur Nachtzeit den Weg nicht verfehlen wollte, mußte gut orientirt sein, denn durch die dichtverschlungenen Baumkronen vermochte der Mond nur hin und wieder ein bleiches Streiflicht zu werfen. Die Reiter schienen des Weges wohl kundig zu sein, der Ritter spornte seinen mächtigen Rappen zu immer größerer Hast, so daß das edle Thier schnaubend und Schaumflocken werfend auf der kaum erkennbaren Fahrbahn mit ihm dahin schoß; kaum vermochten die Knechte ihm zu folgen. Wäre ihnen ein furchtsames Bäuerlein in dieser Mitternachtsstunde begegnet, es hätte sich wohl grausend und zitternd bekreuzt und gemeint, Wodans wilde gespenstische Jagd zöge vorüber.

Stundenlang dauerte der schnelle nächtliche Ritt; endlich lichtete sich der Wald, die Reiter gelangten auf die große Heerstraße, die sich damals von Tangermünde aus über Spandau bis Berlin und jenseits desselben bis nach Frankfurt a. d. Oder hinzog. Dem Waldwege gerade gegenüber lag an einer breiten Ausbuchtung der Spree das wendische Dorf Litzow, aus welchem nachmals Charlottenburg entstanden ist.

Unschlüssig zügelte der Ritter sein keuchendes Roß, er sah fragend zu seinen Knechten.

„Wir müssen links herum bis auf den Spandauer Berg", sagte der jüngere von ihnen, „dort ist die beste Gelegenheit und auch Sicherheit, denn soweit streifen die kurfürstlichen Landreiter nicht."

In einer guten Viertelstunde langten die drei Gewappneten auf der Höhe des sanft ansteigenden Spandauer Berges an. Es war im August, die Morgendämmerung brach schon ziemlich früh an, man konnte bei ihrem fahlen Scheine die Heerstraße nach beiden Seiten hin ein gutes Stück übersehen.

Der Ritter sah prüfend um sich.

„Der Platz ist gut", sagte er, „vorwärts ins Gebüsch!"

Er stieg von seinem Rappen und führte das Thier in das dichte Gesträuch, das die Straße rechts und links umsäumte; die Knechte folgten seinem Beispiel.

„Bist Du Deiner Sache gewiß, Kurt," fragte der Ritter, „ist es ganz bestimmt, daß der Krämer heute früh hier passirt?"

„Ich hörte es gestern Nachmittags in der Herberge in Spandau aus seinem eigenen Munde", erwiderte der kecke junge Waffenknecht, „er will heut' in aller Frühe nach Berlin. Und gute Geschäfte muß er auf der Messe in Tangermünde gemacht haben, der Alte war so vergnügt wie ein Eichhörnchen."

„Desto besser, dann sind wir doch nicht umsonst geritten."

„Ohne Zweifel wird er aus Spandau Bedeckung mitnehmen", sagte der ältere Waffenknecht.

„Pah, Spandauer Stadtknechte", meinte der Ritter verächtlich, „das feige Gesindel läuft davon, sobald es uns sieht."

Die Drei lagerten sich in das thaufrische Gras. Eine Viertelstunde verstrich, ohne daß ein weiteres menschliches Wesen sichtbar wurde.

Kurt richtete sich plötzlich empor und spähte angestrengt auf die Heerstraße hinaus, sein scharfes Ohr hatte von Spandau her ein Geräusch vernommen.

Kurz darauf konnte man das Knarren von Rädern deutlich unterscheiden, durch den leichten Morgennebel wurde ein zweirädriger, mit weißem Plantuch überzogener Karren sichtbar, den ein dürrer Klepper mühsam den Berg hinanschleppte.

Es war der Krämer mit seinem Waarenkarren, den die Wegelagerer erwarteten. Dem Wagen voraus ritt ein Rottmeister der Spandauer Stadtsoldner, vier mit Piken bewehrte Fußknechte schritten verdrossen hintendrein. Der Krämer, einer der fahrenden Händler jener Zeit, ging neben dem Karren einher; er war ein alter Mann mit unverkennbar orientalischen Gesichtszügen, dessen scharfe Augen nach allen Seiten argwöhnisch umherblickten.

Nichts Verdächtiges zeigte sich, der kleine Zug hatte die Höhe des Berges erreicht, da plötzlich gellte ein schriller Pfiff durch die Morgenstille und wie ein Ungewitter brachen die drei Schnapphähne aus dem Dickicht hervor.

Der mächtige Rappe des Ritters prallte gegen das Pferd des Söldnerführers an und schleuderte es sammt seinem Reiter zu Boden, ehe letzterer Zeit gefunden hatte, das Schwert zur Vertheidigung zu ziehen. Die Waffenknechte des Ritters waren mit den anderen Söldnern handgemein geworden; sobald diese aber den Sturz ihres Führers sahen, gaben sie eilig Fersengeld und verschwanden im dichten Gebüsch.

Mit eiserner Faust hatte der schwarze Ritter den Krämer am Kragen gepackt.

„Heraus mit dem Gelde," herrschte er ihn an, den langen spitzen Dolch ziehend, „wenn Du nicht willst, daß ich mit dem Gnadengott nachhelfe!"

Vergebens krümmte und wand sich der Alte, vergebens verschwor er sich, er habe nur wenige Zehrpfennige; als der Schwarze ihn mit der Dolchspitze zwischen den Rippen kitzelte, zog er seufzend ein schmales Beutelchen hervor.

„Nehmt, Herr Ritter", sagte er, „es ist mein ganzes Geld, so wahr ich lebe."

„Du lügst", donnerte der Schwarze, nachdem er einen Blick in den Beutel geworfen hatte, „wegen solcher Lumperei nimmst Du Dir keine Bedeckung aus Spandau mit! He, Kurt, untersuche dem alten Schuft hier die Taschen!"

Die Knechte hatten inzwischen die Plandecke vom Karren gerissen und den Inhalt umhergestreut, es war werthloser Plunder, wie er auf allen Messen feilgeboten wurde.

Der junge Waffenknecht sprang hinzu und visitirte den Krämer; er trug in der That kein Geld weiter bei sich. Der Ritter ließ ihn jetzt los.

„Gottes Tod!" fluchte er, „ich will darauf schwören, daß der Hund Geld bei sich führt, es muß im Karren versteckt sein!"

Der Karren war bereits ausgeleert, der Inhalt lag verstreut auf der schmutzigen Straße. Der Schnapphahn ließ sich dadurch nicht täuschen; er klopfte derb mit dem Eisenhandschuh gegen die Bretter, die den Boden bildeten; triumphirend lachte er auf.

„Spannt den Gaul aus und kehrt den Wagen um!" befahl er.

Im Nu war es geschehen und die unteren Bretter des doppelten Bodens des Wagens losgebrochen; der Schatz des Krämers war entdeckt! Kostbare flanderische Brokate, echte Sammetstoffe aus Lyon, zarte Brabanter Spitzengewebe und ein gewichtiges Säckchen mit Gold- und Silbermünzen kamen zum Vorschein. Der Schwarze zog den Eisenhandschuh ab, nahm das Säckchen an sich und öffnete es, ein Ausruf des Staunens entfuhr ihm.

Mit wuthverzerrten Zügen hatte der Krämer dem Raube zugesehen. Als er jetzt den Schnapphahn in seinem Gelde wühlen sah, verlor er ganz den Kopf, die Habsucht wurde mächtiger in ihm als die Liebe zum Leben, mit einem heiseren Wuthgeschrei stürzte er sich auf den Schwarzen, um ihm sein Eigenthum zu entreißen.

Was vermochte aber die schwache Kraft des alten Mannes gegen den athletisch gebauten Wegelagerer! Er taumelte ein über das andere Mal von derben Stößen getroffen zurück, doch glückte es ihm endlich, den linken Arm seines Gegners krampfhaft zu packen und festzuhalten.

Der Ritter stieß plötzlich einen lauten Schmerzensruf aus.

„Die Bestie beißt!" brüllte er; wie ein Donnerkeil schmetterte seine Faust auf den nackten Schädel des Alten nieder, der jetzt losließ, ein paar Mal hin und her schwankte und dann der Länge nach zu Boden stürzte, wo er regungslos liegen blieb.

„Ich glaube, der hat genug", sagte Kurt.

„Der Schuft hat es nicht anders gewollt", grollte der Ritter, „sieh her."

Der Daumen der rechten Hand, von dem er den Eisenhandschuh gezogen hatte, blutete stark; bei dem Ringen hatte der Krämer ihn zufällig in den Mund bekommen und kräftig zugebissen.

Der Waffenknecht legte einen oberflächlichen Verband um das blutende Glied.

„Jetzt schnell fort, es ist die höchste Zeit", sprach der Schwarze in schlechter Laune, das Säckchen mit Geld zu sich steckend. Die Knechte packten die kostbaren Stoffe zusammen, die Rosse wurden wieder bestiegen.

Ein Rabe flog vor den Reitern mit schwerfälligem Flügelschlage krächzend über den Weg

Den schwarzen Ritter fröstelte trotz der warmen Luft.

„Ein böses Omen!" murmelte er.

„Im Galopp ging es den sanften Abhang hinunter; als sie von der Heerstraße wieder in den Wald einbogen, ging im Osten, gerade über den Thürmen der kurfürstlichen Burg in Berlin mit blutig rothem Scheine die Sonne auf.

* * *

Stolz und drohend erhob sich auf dem Spreewerder mit seinen Thürmen und Zinnen das feste, gewaltige Hohenzollernschloß inmitten der Residenzstadt Berlin, welcher Name für die schon seit dem 14. Jahrhundert zu einem kommunalen Verbande vereinigten ehemaligen Schwesterstädte Köln und Berlin jetzt allein gebräuchlich war.

In dem großen, mit glatten Steinfliesen belegten Rittersaale der Burg war eine große Zahl Ritter und Herren aus den edlen Geschlechtern Kurbrandenburgs versammelt; der Kurfürst hatte einen Rittertag berufen, auf welchem Streitigkeiten geschlichtet und das Wohl des Landes berathen werden sollte. Die meisten der Herren waren gewappnet und gerüstet, nur Wenige waren in höfischer Tracht erschienen; der damalige märkische Adel kannte nicht viel von feinen, adeligen Sitten, er war rauh in seinem Wesen, aber freiheitstrotzig, und wo die Waffen am lautesten klirrten, da war er am liebsten dabei.

Eine finstere Stimmung beherrschte alle Anwesenden. Der brandenburgische Adel grollte mit seinem Fürsten, weil dieser trotz seiner Jugend Recht und Gesetz in seinem Lande hoch hielt und die wilde Fehdelust und das damals wieder eingerissene Strauchritterthum der edlen Herren mit starker Hand unterdrückte. Die furchtbare Züchtigung, die sein Ahn, Burggraf Friedrich von Nürnberg, über die stolzen Geschlechter verhängt hatte, war im Laufe der Zeit vergessen worden und die unbändigen Freiheitsgelüste regten sich in ihnen wieder stärker denn je.

Die Trabanten rissen jetzt die großen Flügelthüren auf, der Kurfürst erschien im Saale, das Stimmengeschwirr verstummte und machte einer tiefen, lastenden Stille Platz. Kein freudiger Ruf begrüßte den jungen, hochgewachsenen Fürsten, der jetzt, gefolgt von seinen Räthen, die an der unteren Querwand befindliche Estrade betrat und sich auf dem rothsammtenen Thronsessel niederließ.

Kurfürst Joachim war damals erst zweiundzwanzig Jahre alt, eine schöne, stattliche Jünglingsgestalt; reiche blonde Locken umwallten sein jugendfrisches Gesicht, aber in seinen Zügen paarten sich Hoheit und Würde mit tiefem Ernste und unbeugsamer Energie, die ihn um vieles älter erschienen ließen, als er wirklich war.

Finster und schweigend musterte er mehrere Minuten lang die Versammlung, und gar mancher trotzige Ritter blickte zu Boden, wenn der scharfe Blick der blauen, feurigen Augen auf ihm ruhte. Endlich erhob sich der Kurfürst wieder und trat bis an die Galerie der breiten Estrade vor.

„Ich künde Euch heut' ein schlecht Willkommen an, Ihr Herren", sprach er mit hallender Stimme, „der Friedensbann, den ich gebot, der Landfriede, den mein seliger Vater errichtet und den ich erneut habe, ist vor wenigen Tagen erst schmachvoll gebrochen worden. Ein Krämer ward auf dem Spandauer Berge von Gewappneten überfallen, seiner Habe beraubt und fast erschlagen. Er stand in meinem Bann und Schutz, der Thäter hat nicht nur an ihm, er hat auch an mir gefrevelt. Wer ist der Schuldige? Wird er den Muth haben, sich mir ins Antlitz frei zu nennen?"

Wie ein zürnender Gott stand der Fürst da und schaute mit flammenden Blicken in die Versammlung hinein. Finster blickten die Herren und Ritter zu Boden, aber keine Stimme antwortete.

„Ha", fuhr Joachim mit erhobener Stimme fort, „ist das Euer Rittermuth, Eure Tapferkeit, auf die Ihr so stolz seid? Ist sie nur wach im Dunkel der Nacht und wehrlosen Krämern gegenüber? Verkriecht sich Eure adelige Ehre hinter Schweigen und Leugnen, wenn es gilt, die Verantwortung für Eure Thaten zu tragen? — Noch einmal fordere ich, daß sich mir der Schuldige nenne!"

Dasselbe tiefe Schweigen wie vorher war die einzige Antwort.

„Bei Christi Blut, ich hätte nicht geglaubt, daß solch' ein Feigling unter meinen Rittern sei!", rief der junge Fürst vor Unwillen erglühend, „nicht eher will ich heut' Gericht halten, nicht eher Rathes mit Euch pflegen, bis sich der Frevler mir gestellt hat! Glaubt nicht, daß er sich mir entziehen kann; noch ehe die Sonne sinkt, wird mir sein Name offenbar werden! Und das sei Euch verkündet: Dem Räuber ist der schmachvolle Henkerstod gewiß! Und wär's der Beste aus Eurem Kreise, nicht Rang und Würde soll den Lauf des Rechtes hemmen!"

Ein dumpfes, drohendes Murren folgt auf die ernsten Worte des Fürsten; er schien es nicht zu beachten. Er winkte einen hochgewachsenen, noch jugendlichen Ritter, der in reicher glänzender Rüstung nahe der Estrade stand, zu sich herauf. Es war der edle Herr von Lindenberg, ein Ritter aus altem märkischen Geschlecht, reich und hoch angesehen; er war einer der Wenigen, die das feinere höfische Leben, wie es in Süddeutschland und am Rhein herrschte, kannten und Wohlgefallen daran fanden. Was aber schwerer als das wog, — der Fürst war sein Freund, Joachim fühlte sich zu ihm hingezogen und hatte

ihn in das Herz geschlossen, — den Einzigen von allen märkischen Edlen.

Herr von Lindenberg begab sich auf die Estrade. Der Fürst legte ihm die Hand auf die Schulter und blickte ihm freundlich ins Auge.

„Von all' meinen Rittern seid Ihr es allein, Lindenberg, der mich verstanden hat, der begriffen hat, was ich will und erstrebe; Euer feiner adeliger Sinn vermochte es von Anbeginn zu erfassen, daß ich nur das Beste meines Landes gewollt, wenn ich auch zu strengen Maßregeln gezwungen war. Von allen Edlen im Lande steht Ihr allein meinem Herzen nahe, darum will ich Euch allein auch vor allen Anderen auszeichnen und ehren!"

Er winkte seinem Kanzler, der ihm ein Ordensgeschmeide an goldener Kette auf sammtenem Kissen überreichte.

„Ich schmücke Euch mit dem Schwanenorden, den mein erlauchter Ahne gestiftet hat, nehmt hin das kostbare Symbol der Reinheit, Tugend und Ritterlichkeit, Ihr einzig seid in diesem ganzen Kreise würdig, es zu tragen!"

Herr von Lindenberg ließ sich auf ein Knie nieder, Joachim legte ihm die goldene Kette mit dem Ordenskleinod um den Hals, dann hob ihn empor und schüttelte ihm mit festem Drucke die Hand; Freude und Triumph strahlte aus des also Geehrten Antlitz.

In düsterem Schweigen hatte die Menge der Ritter dem Akte beigewohnt; da mit einemmale änderte sich die Scene auf völlig unerwartete Weise.

Einer der großen Wandteppiche, die die Querwand hinter dem Thronsessel bedeckten, wurde zurückgeschlagen und hervor trat der Krämer, der kürzlich beraubt worden war. Er wies auf den Herrn von Lindenberg, der bei seinem Anblicke wie vor einem Gespenst zurücktaumelte.

„Durchlauchtigster Kurfürst", kreischte der Alte, „dieser ist der Räuber, der mich überfiel und ausplünderte, der mich beinahe erschlug! Ich schwöre es beim Gott meiner Väter, er ist es!" Joachim's Antlitz überzog eine jähe Bläße.

„Du lügst, Jude!", sprach er endlich gepreßt, „das ist unmöglich! Wehe Dir, wenn Du nicht beweisen kannst, was Du sagst, Du stirbst auf dem Scheiterhaufen! Beweise Deine ungeheuerliche Anklage!"

Einige Augenblicke stand der Alte zitternd vor dem Gewaltigen, bald ihn, bald Herrn von Lindenberg anblickend; dann blitzte es in seinen Augen auf.

„Laßt Euch seine Hand zeigen, durchlauchtigster Herr!", rief er; „als ich mit ihm rang, biß ich ihn in den Daumen, daß das Blut lief, er muß noch das Mal meiner Zähne an sich tragen!"

Der Kurfürst sah mit starrem Blicke zu dem Lindenberger, der vor der Erscheinung des Krämers bis an die Galerie zurückgewichen war und sich mit schlotternden Knieen daran lehnte, um nicht nieder zusinken.

„Streift den Handschuh ab, Herr von Lindenberg", sagte der Fürst, „so wie sie Gott erschaffen, zeigt mir die Rechte, mit der Ihr mir Treue schwuret!"

Langsam, bange zögernd zog der Ritter den Handschuh von der Hand, — vom Daumen riß sich dabei ein blutiger Verband los!

Der Krämer stieß ein Triumphgeschrei aus, das schauerlich durch die Todtenstille des Saales gellte.

Ein furchtbarer Seelenkampf spiegelte sich auf dem marmorbleichen Angesicht Joachims ab, in seiner Brust ging eine schöne Welt unter, eine Welt voll Liebe und Vertrauen. Jetzt trafen sich die Blicke des Fürsten und des Ritters, welcher sein Urtheil in den Augen des Mächtigen las, der ihn vorher als Freund geehrt hatte; er brach kraftlos zusammen.

„Nehmt ihm die Kette mit dem Kleinod ab", befahl der Kurfürst seinen Räthen, dann wandte er sich und seine Augen flammten wie Blitze in die Versammlung hinein.

„Herrn von Lindenberg schirmt des Fürsten Freundschaft nicht", klang seine eherne Stimme durch den Saal, „der Räuber ist dem Henkersschwert verfallen!"

Da kam Leben in die starren Gestalten der edlen Herren und Ritter, Murren und Drohrufe, das Klirren der Schwerter erschallte, die Sippschaft des Lindenbergers drängte sich mit Bitten und Drohungen zur Estrade heran und bestürmte den Kurfürsten, Gnade für Recht walten zu lassen. Joachim aber blieb fest. Der edle Hohenzoller, seinen eigenen tiefen Schmerz männlich bezwingend und wohl erkennend, daß nur Recht und Gesetz seinem Lande Heil bringen könne, wies alle Versuche, ihn milder zu stimmen, zurück: das Urtheil war und blieb gesprochen.

Drei Tage später wurde Herr von Lindenberg auf dem Platze vor der Burg durch das Schwert des Henkers vom Leben zum Tode befördert.

Schwiegermutterfurcht.

Von Marie Schwarz.

[Nachdruck verboten.]

Ja, damals war ich ein recht komisches, das heißt eigentlich thörichtes Frauchen, als ich mich so schrecklich vor meiner Schwiegermutter fürchtete, die ich noch gar nicht kannte!

Wenn doch alle solche furchtsamen jungen Frauen, die in der Schwiegermama nur ein nothwendiges Uebel sehen, mehr daran denken wollten, daß sie es gerade ist, der sie es verdanken, wenn sie einen recht lieben guten Mann bekommen haben. Denn gilt schon das Wort: Wie der Herr so der Knecht, so hat wohl noch mehr das Berechtigung: Wie die Mutter, so der Sohn! Die Mutter ist's vor Allem, die ihrem Kinde das Gepräge des eigenen Werthes oder Unwerthes, je nachdem, ausdrückt.

Ich nun hatte so oft sagen hören, Schwiegermütter seien böse und könnten einem das eigene Haus zur Hölle machen, wenn sie erst festen Fuß darin faßten, daß ich es endlich glaubte. Und stand denn zu erwarten, daß die meine gerade so viel anders sein würde, als diese netten Durchschnitts-Schwiegermütter?

„Herrschsüchtig sind sie Alle!" hatte mir erst kürzlich eine auf die Schwiegermutter besonders erbitterte junge Frau versichert. Gottlob! bisher hatte sie uns mit ihrem Besuche verschont und mein täglicher Stoßseufzer war: „Ach, daß es doch immer so bliebe!"

Eines Tages trat mein Mann zu mir herein und sah merkwürdig beklommen aus.

„Liebes Kind", sagte er in einem Tone, als ob er mich wegen Etwas um Entschuldigung zu bitten habe, „da ist ein Brief von Mama. Sie will uns besuchen. Hm — es ist Dir doch recht?

Mich überlief es so kalt bei dieser Ankündigung, als ob er gesagt hätte, des Teufels Großmutter habe sich bei uns angemeldet, denn sein kleinlauter Ton hatte mir zur Genüge verrathen, daß er selbst nur Verdruß ohne Ende für mich und vielleicht auch für sich von dem Besuche der Schwiegermutter voraussah.

Ihm zu Liebe bezwang ich mich aber und erwiderte: „Es soll mir angenehm sein, lieber Kurt, Deine Mutter kennen zu lernen."

Mein Mann dankte mir mit einem herzlichen Kuß für dieses gute Wort und sagte dann bittend: „Nicht wahr, mein Herz, Du wirst es Mama nicht entgelten lassen, wenn — wenn Du sie nicht ganz so finden solltest, wie Du sie Dir vielleicht gedacht und gewünscht hast. Du wirst doch gut Freund mit ihr zu werden suchen — um meinetwillen, Aennchen! — Sie ist trotzdem, kann ich dir versichern, eine gute Seele."

Dieses „trotzdem" — oh, oh! Das vermehrte noch meine schwärzesten Befürchtungen. Was hatte mein Mann wohl Anderes damit andeuten wollen, als daß Schwiegermütterchen eine „gute Seele mit nur einigen unangenehmen Eigenschaften" sei; daß sie nun das ganze Haus durchstöbern werde — dies war vermuthlich ihre Hauptforce — da und dort kommandiren und sich auf solch' beliebte Schwiegermutterart recht lästig machen würde. Aber ich war nicht gesonnen, mir so ohne Weiteres das Szepter der Alleinherrschaft entwinden zu lassen. Ich war ein resolutes, kleines Weibchen. Gleich die erste Köchin, die mich in meiner eigenen Küche tyrannisiren wollte, indem sie mir zu verstehen gab, es wäre ihr lieber, mich nicht so oft darin zu sehen, denn zum Kochen sei sie allein da, hatte ich mit imponirender Würde abgelehnt und sofort ohne Gnade fortgeschickt. Schade, daß man mit unbequemen Schwiegermüttern nicht auch so verfahren kann. Sie nur auf Kündigung zu haben, müßte reizend sein! Eines hatte ich mir aber fest vorgenommen. In Bezug auf meine Küche würde ich sagen: „Meine Küche ist meine Burg! Da hinein dürfen mir keine neugierigen Nasen gesteckt werden!"

So wenig ich ihn herbeigewünscht hatte, der Unglückstag kam doch endlich, an dem die Schwiegermutter uns ins Haus fiel. Wir hatten sie eben vom Bahnhofe abgeholt und kutschirten mit ihr nach Hause. Ich machte mein verbindlichstes Gesicht, von Herzen kam's mir aber nicht.

Was mir gleich zuerst an ihr auffiel, war eine große, fast abschreckende Häßlichkeit. Gut, daß mein Mann nicht ihr, sondern dem gewiß hübscheren Vater glich. Doch vergeblich suchte ich in den milde blickenden Augen und in ihrem Gesichte nach irgend einem bösartigen Zuge. Je mehr ich verstohlen darin forschte, umsoweniger häßlich erschien es mir nun. Ja, sie wußte sich jedenfalls gut zu verstellen, denn vorläufig war sie die Güte und Sanftmuth selbst gegen mich. Das waren so die Sammetpfötchen, die man zuerst vorzustrecken beliebte, um das Terrain zu rekognosziren. Bald würde die Katze aber wohl ihre Krallen zeigen. Aber nichts dergleichen ereignete sich. Meine Schwiegermutter zeigte sich mit Allem zufrieden und namentlich lobte sie das Gaststübchen, das sie beherbergen sollte, wenn sie sich auch mit einem prüfenden Blicke, vermuthlich der Sauberkeit wegen, darin umsah. Ich mußte trotz allem Unbehagen innerlich darüber lachen. „Nein, beste Schwiegermama, in Betreff der Sauberkeit wird es Ihnen nicht gelingen, über irgend Etwas in meinem Haushalte zu kräkeln! Da müssen Sie sich schon einiges — Andere ausdenken.

Doch auch über Anderes kräkelte Mama nicht. Sie blieb gleichmäßig freundlich. Des Morgens setzte sie sich, wenn sie aus ihrem Stübchen hervorgekommen, in ihren Lehnstuhl an ihr Fensterplätzchen, emsig strickend oder lesend, und stand von dort erst auf, wenn sie zu Mittag gerufen wurde. Sie durchstöberte auch keineswegs unsere Wohnung, hatte sogar noch nicht einmal in unsere Küche geguckt. Sie war überhaupt so still und so ruhig, daß man

ihre Gegenwart kaum merkte, und ich, so kampfgerüstet ich auch war, ihr beim besten Willen keinen Wortstrauß liefern konnte.

Aber ich durchschaute sie trotz dieser Sammetpfötchen. Sie wollte mich erst sicher machen, damit ich endlich vor ihren Augen Fehler über Fehler begehen sollte. Und darum, weil ich eben beständig vor ihr auf der Hut sein mußte, war ich viel steifer und weniger liebenswürdig, als ich sonst zu sein pflegte. Herzlich gegen die Mama zu sein, dazu konnte ich mich nicht überwindet. Ich war artig aber frostig und lebte fortwährend in der bangen Erwartung, daß das schwiegermütterliche Donnerwetter sich nächstens doch über meinem Haupte entladen werde.

So standen die Dinge, und die entgegen aller Schwiegermutter-Taktik immer weiter schweigende Schwiegermama wurde mir täglich unheimlicher.

Wenn die erst einmal losbrechen würde, das konnte fürchterlich werden!

Da, als eines Abends mein Mann sich auf sein Zimmer zurückzog, um einen nöthigen Brief zu schreiben, folgte ich ihm, um mich einmal über die Mama mit ihm auszusprechen.

„Sag' mal, mein Lieber“, begann ich ohne Umschweife, „thut sie immer so, wie sie garnicht ist?“

„Was denn?“ fragte mein Mann mit ganz verblüfftem Gesichte. „Wie meinst Du das, liebes Kind?“

„Nun, sie ist doch nicht so, wie sie thut“, beharrte ich. „Wenn sie schelten will, so möchte sie schon endlich einmal damit anfangen. Aber fortwährend in Erwartung eines Tadels zu leben, der gar nicht kommen will, das kann man ja gar nicht aushalten! Das macht mich ganz nervös!“

„Aber, Aennchen, liebste Frau“, rief mein Mann noch mehr erstaunt, „was hast Du Dir denn da für thörichtes Zeug in Dein Köpfchen gesetzt! Wer denkt denn daran, Dich zu schelten, Dich, kleines Muster eines Hausmütterchens! Meine gute, sanfte Mama gewiß nicht.“

„So! gut und sanft!“ grollte ich. „Jetzt auf einmal! — Du hast aber doch nicht umsonst gesagt, daß, wenn ich sie anders fände als ich gedacht, ich dennoch . . .

„Oh“, unterbrach mich Kurt lachend, jetzt begreife ich Deinen Irrthum! Nicht wahr, Du hast gedacht, einen Drachen von Schwiegermutter bekommen zu haben? Sieh', und ich war besorgt, daß die Häßlichkeit meiner armen, lieben Mama Dich abstoßen und sie Dir bei Deinem so fein entwickelten Schönheitssinn dadurch leicht unsympathisch werden könne. Darum jene Bitte. Aber Kind, lerne sie nur erst ordentlich kennen und Du wirst sie zuletzt noch eben so hübsch finden, als ihr gutes Gesicht für mich ist.“

„Ist es nur das?“ rief ich sehr erleichtert und froh bewegt. „Lieber Mann, wie konntest Du Dein Frauchen nur für so thöricht und ungerecht halten! Ich finde Mama ja längst gut, lieb und auch hübsch — ja wirklich schon hübsch, lächle nur nicht so ungläubig! — Aber ich wollte mir das bisher selbst nicht eingestehen, weil ich immer in der Furcht lebte, daß es nächstens mit dem Tadeln und Schelten doch losgehen würde“.

Und ganz vergnügt lief ich in unser Wohnzimmer zurück und umarmte und küßte die Schwiegermama so stürmisch, daß sie mich verwundert, aber doch recht freundlich ansah. Ich hatte ihr dabei die Haube total verschoben; aber selbst dies Attentat auf ihr würdiges Haupt trug mir auch nicht den sanftesten Tadel ein, und so mußte ich es denn endlich glauben, daß ich nicht nur so glücklich gewesen war, mit der Wahl des treuen Lebensgefährten das große Loos in der Ehestands-Lotterie zu ziehen, sondern daß ich auch mit der vortrefflichen Schwiegermama einen Haupttreffer gemacht. Ah, wie reich war ich! — Diese drohte mir übrigens lächelnd mit dem Finger und meinte: „Ei, Töchterchen, ich glaube fast, wir haben uns ohne Grund gegenseitig etwas vor einander gefürchtet! Du vor der bösen Schwiegermutter, ich davor, daß Du mich um meines häßlichen Gesichtes willen nicht würdest liebgewinnen können. Aber dieser Kuß soll mir vermuthlich sagen, daß Du es mir verzeihen willst!“

Ich küßte daraufhin die Schwiegermutter gleich noch einmal herzlich und bat ihr mit diesem Kusse stillschweigend meinen häßlichen Verdacht ab. Laut aber sagte ich: „Willst Du Dich nicht einmal in meiner Küche ein Bischen umsehen kommen, Mamachen? Ich bin so eitel zu glauben, daß ich mir dabei ein Extralob von Dir erwerben werde.“ —

Als uns Mama dann nach vier Wochen verließ — länger dehnte sie taktvoll ihren ersten Besuch, trotz unserer Bitten nicht aus —, da erging es mir wie Kurt. Ich fand sie gar nicht mehr häßlich. Ich sah in ihren unschönen Zügen nur noch den Ausdruck der Liebe und Güte, die sie der fremden Schwiegertochter, gleich vom Anfange an, so unverdient entgegengetragen hatte.

Fürstin Bismarck †.

An seinem Lebensabend ist Fürst Bismarck von einem schweren Schicksalsschlag getroffen worden: seine Lebensgefährtin, die ihm während der langen Zeit von 47 Jahren treu zur Seite gestanden, wurde ihm durch den Tod entrissen. Nur selten hat man von der Gemahlin des gewaltigen ersten Kanzlers des deutschen Reichs etwas vernommen, und wenn das Sprichwort wahr ist, daß diejenigen Frauen die besten sind, von denen man am wenigsten spricht — und wer wollte diese Wahrheit bestreiten — dann ist sie der Besten Eine gewesen. Sie schien ihren Stolz und ihre Befriedigung lediglich darin zu finden, die Gattin des großen Mannes zu sein, vor dessen eisernem Willen eine Welt erbebte; und doch betrachtete sie es nicht nur als ihre Aufgabe, diesem Riesen ein freundliches Heim zu bereiten, wenn er müde von den Stürmen und Kämpfen des Tages zu ihr eilte, um Ruhe zu schöpfen und sich zu neuen Kämpfen zu stählen, — nein, sie war es auch, die den Kanzler gar oft in trüben Zeiten aufrichtete und ihm über manchen schweren Schlag und manche bittere Enttäuschung durch ihren Zuspruch hinweghalf, die es selbst hin und wieder an guten Rathschlägen nicht fehlen ließ. Es geht dies am deutlichsten aus einer gelegentlichen Aeußerung des Fürsten hervor, der zu einem Freunde sagte: „Sie ahnen nicht, was diese Frau aus mir gemacht hat.“ Oft genug hat die Sorge um die Gesundheit ihres Mannes, die unter der aufreibenden Thätigkeit oft zu leiden schien, ihr bewegliche Klagen entlockt und sie meinte dann in ihrer schlichten, hausmütterlichen Weise, daß es nun wohl genug des Ruhmes und der Ehren sei; daher ist ihr auch die plötzliche Entlassung des Fürsten aus seinem Amte im Frühjahr 1890, die ihn so arg gekränkt hat, wie eine erlösende Botschaft gekommen. Leider ist es ihr nicht lange mehr vergönnt gewesen, in der Stille des Sachsenwaldes, oder in der behaglichen Ruhe Varzins den geliebten Mann nun ganz für sich zu haben, dessen politische Thätigkeit ihn während seiner langen Amtsdauer oft in unliebsamer Weise den Seinen fernhielt.


Büxenstein ph.

Fürstin Johanna v. Bismarck ist am 11. April 1824 geboren; ihr Vater, v. Puttkamer, war Besitzer von Viartlum (Dorf im Regierungs-Bezirk Cöslin); sie vermählte sich mit dem damaligen Deichhauptmann Grafen v. Bismarck auf Schönhausen am 28. Juli 1847. Der Ehe sind 3 Kinder entsprossen, die Gräfin Marie Rantzau, die am 21. August 1848, und die Grafen Herbert und Wilhelm Bismarck, die am 28. September 1849 und 1. August 1852 geboren sind.

Mit der Fürstin Bismarck ist eine echte deutsche Hausfrau aus dem Leben geschieden.

Verantwortlicher Redakteur: Anton Schmitter in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.